

Deutschen Rundschau

Nr. 7. Bromberg, den 10. Januar 1928.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von **Fritz Strauß.**

(28. Fortsetzung.)

Zwei Gauchos stehen vor der Hazienda. Sobald sie unser ansichtig werden, laufen sie ins Haus und rufen nach dem Besitzer. Ein Gewehr in der Hand erscheint er unter der Tür. Mit dem Gruß: „Guten Morgen, Sennor!" empfange ich ihn. Da es aber längst Nachmittag ist, weiß er, daß wir noch nicht zu Mittag gegessen haben und dies Versäumnis bei ihm nachzuholen wünschen. Es ist das die landesübliche Sitte, und ich finde sie ungemein praktisch. In liebenswürdigster Weise — die Bolivianer sind sehr gastfreundlich — werden wir ins Haus gebeten. Da es mir nicht gelingt, Schiggi-Schiggi von ihrem Vorhaben, im Freien zu bleiben, abzubringen, folge ich allein. In dem Augenblick, da ich die Schwelle überschreite, bin ich Gast und kann bleiben, solange ich Lust habe, monatelang, jahrelang, bis zu meinem seligen Ende, wenn es mir gefällt. Das klingt nach Übertreibung, entspricht aber völlig den Tatsachen. Ich habe selbst schon in Haziendas Leute getroffen, die ich für ein Mitglied der Familie hielt und die mir dann erzählten, daß sie vor Jahren in die Hazienda gekommen und da geblieben sind. Sie helfen dem Patron, wo es etwas zu helfen gibt, und zählen mit zur Familie. Ich hege nicht die Absicht, meinen Aufenthalt länger als drei Tage auszudehnen. Die Regenzeit beginnt, und je weiter sie fortschreitet, um so beschwerlicher und unangenehmer wird das Wandern. Der Haziendero ist damit gar nicht einverstanden und möchte mich möglichst lange bei sich behalten. Von seinem Standpunkt aus begreiflich. Die Hazienda liegt ganz allein in der ungeheueren Einsamkeit der Wildnis, in die sich fast nie ein Bolivianer, geschweige denn ein Europäer verirrt. Meine Ankunft bedeutet für den Patron und seine Frau ein Fest allererster Ordnung, trotzdem das Äußere des Gastes alles andere wie vertrauenerweckend ist. Man darf nicht vergessen, daß ich mich über ein halbes Jahr in der Pampa und im Urwald herumgetrieben habe. Mein Schnurrbart reicht mit seinen Spitzen bis an die Ohren, der Vollbart gleicht einem Miniaturnrwald, und um meinen Haarwuchs wären mir alle Naturapostel Deutschlands neidisch gewesen. Sämtliche Hemden haben das Zeitliche gesegnet, und ich stecke in einem weit oberhalb der Knie abgeschnittenen Rindenhemd der Parintintin, zu dem ich die Cowboyschutzhose trage. Mit einem Wort, ich bin ein sehr schöner junger Mann, von dem der Hazíendero nur weiß, daß er Leon heißt. Die Sitte des Vorstellens kennt man hierzulande nicht. Erst wenn man Abschied nimmt, nennt man seinen Namen. Vertrauen gegen Vertrauen. Hier stiehlt auch kein Mensch dem anderen etwas. Diebstahl ist das größte Verbrechen, das es gibt. Der Verlust einer Sache ist kaum wieder gutzumachen. Man kann bei Meinungsverschiedenheiten einmal jemanden totschießen — das ist weiter nicht schlimm. Aber jemanden bestehlen: Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!

Das einzige, was mein Gastgeber, ein Bolivianer, an mir auszusetzen hat, ist mein von der Sonne dunkel gebräunter Körper. In diesem Lande gilt nur die weiße Hautfarbe etwas. Blanco und blond — oh, das ist das Fabelhafteste. Blanco — der Traum aller schönen Frauen. Davon schwärmen sie, sind hingerissen, und es gäbe ein Kapitel für sich, das längste. Aber nicht in diesem Buch.

Die Bolivianer sind sehr deutschfreundlich, und mein Hazíendero erkundigt sich angelegentlich nach den Verhältnissen in meiner Heimat. Daß es dort Städte gibt, in denen so viel Menschen wohnen wie in ganz Bolivien und daß wir Häuser bauen aus Stein, zehnmal so hoch wie seine Hazienda, das geht über seine Begriffe, dünkt ihn ein unfaßbares Wunder. Und als ich ihm erzähle, daß ein Deutscher, der hundert Stück Vieh besitzt, ein großer Hazíendero ist, schüttelt er den Kopf. Er hätte zweihunderttausend Stück, aber seine Hazienda wäre doch klein. Kolossal ist sein Interesse am Krieg, den die Deutschen geführt haben. Überhaupt dieser Krieg! Jeder Gaucho weiß von ihm, sogar der Mosso redete davon. Ich muß stundenlang berichten, und es ist ein schweres Stück Arbeit, da mein Hazíendero sich absolut keine Vorstellung davon machen kann, wiewohl er sogar von Kanonen spricht. Das heißt er kennt den Ausdruck und weiß, daß man mit ihnen schießt. Gesehen hat er in seinem Leben noch keine, auch keine abgebildeten. Am meisten in Verwunderung setzt er mich dadurch, daß er vom Gas etwas weiß, ohne natürlich auch nur im entferntesten eine Ahnung von ihm zu haben.

Der Kaiser, er sagt richtig: Kaiser, wäre muy intelligente gewesen und muy bravo, und ich soll ihm immer wieder erklären, warum er am Schlusse des Krieges nicht dageblieben wäre.

Auch von den großen Luftschiffen der Deutschen hat er gehört. Völlig fremd ist ihm die Tatsache daß es auch Flugzeuge gibt. Ihre Zweckmäßigkeit leuchtet ihm augenblicklich ein. „So etwas wäre gut für Bolivien! Da könnte man überall hin, wohin man nur wollte. Und wenn sich das Vieh verlaufen hat, könnte man es suchen."

Und wie schnell man damit fliegen kann, will er wissen. Hm, wie soll ich das erklären? Wenn ich sage soundso viele Leguas in der Stunde, damit kommt er nicht zurecht. Da fällt mir plötzlich Benjamin ein und mein guter Mosso mit seiner wunderbaren Lebensphilosophie: „Ob sie's geglaubt haben? Caramba, Don Leon, hast du nicht gesehen, wie sie zugehorcht haben?" — Ich will meinem liebenswürdigen Gastgeber auch einmal eine Freude machen:

„Wie schnell sie fliegen können? Hören Sie zu, Sennor! Ein guter Freund von mir wollte vor ein paar Jahren nach dem Nordpol fliegen. Und wie er ihn von weitem gesehen hat, hat er sofort gebremst. Aber es war schon zu spät. Der Flugapparat ist darüber weggesaust und kam erst in Afrika zum Stehen."

Es entzieht sich meiner Kenntnis, inwieweit der Patron über den Nordpol und Afrika im Bilde ist, das spielt auch gar keine Rolle. Die Wirkung ist die Hauptsache, und die entspricht durchaus den auf sie gesetzten Erwartungen. Der Hazíendero reißt Mund und Augen auf und sagt nur — und jede Silbe ist schwer wie ein Felsblock —: Ca — ram — ba!

Drei Tage genieße ich jetzt die Gastfreundschaft des Patrons und will morgen früh reiten.

In diesen Tagen hat Schiggi-Schiggi das Haus nicht betreten. Gewaltsam wollte ich nicht vorgehen und ließ ihr ihren Willen. Sie saß halbe Tage regungslos auf einem Fleck und schlief unter einem kleinen vorgebauten Dach im Freien. Der Hazíendero fragte mich gelegentlich einmal: „Was haben Sie denn da für eine Wilde mitgebracht?"

Ich sah ihn an: „Wilde? Das ist meine Frau!"

Er hielt es für einen Witz und lachte.

„No, no, Sennor, im Ernst, das ist meine Frau."

Er glaubte es nicht. Man kann die tollsten Münchhausiaden erfinden, sie glauben es, auch die Geschichte vom Nordpol hat der Mann rettungslos geglaubt, aber daß man

eine Indianerin zur Frau hat — eine Indianerin? — Ausgeschlossen. Da mußte er es eben bleiben lassen, und ich konnte ihm auch nicht helfen.

*

Von der Hazienda nach Riberalta ist es gar nicht weit — für hiesige Verhältnisse. Nur einen Monat. Dort gewesen ist noch niemand, der Patron mit eingeschlossen. Aber ein Gaucho weiß die Richtung, in der es liegt. Er hat es einmal von einem Kameraden aus Benjamin erfahren. Solche Tatsachen muß man in Erwägung ziehen, um sich ein Bild machen zu können von dem ungeheuren Maß, mit dem die Kunde vom Weltkrieg in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen ist. Daß es in diesen Gegenden keine Zeitungen gibt — der Gedanke allein ist schon grotesk — braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Alles Wissen beruht auf mündlicher Überlieferung. Von den Hazienderos, deren Haziendas näher an besiedelten Orten liegen, kommt es zu den Gauchos, und die tragen es gelegentlich tiefer ins Land hinein. Aber darüber vergehen Monate, vergeht ein halbes Jahr und nicht selten noch mehr.

Man rechnet hier mit anderen Begriffen, von denen man sich in Europa einfach keine Vorstellung macht und manches, was daheim als kaum der Rede wert genommen wird, ist hier unmöglich und umgekehrt. Der Haziendero will mir ein Paar Schuhe geben, ein Hemd und eine Hose. Ich nehme sie aber trotz heftigen Zuredens nicht an. In einem Monat bin ich in Riberalta, wann und ob sich für meinen Gastgeber in diesem Leben noch eine Gelegenheit bietet, sich die Raritäten wieder einzutauschen, weiß kein Mensch. Und schön wie ich gekommen bin, ziehe ich wieder ab, begleitet von den Segenswünschen des Patrons. Er steht mit seiner Frau unter der Tür und winkt mir nach. Ein wenig einsam ist es bei ihm, und seine Tage fließen dahin ohne Abwechslung, einer wie der andere. Dafür ist ihm aber die Quelle alles Übels erspart, die Kenntnis des teuflischsten aller Dinge, die die Welt beherrschen: die Kenntnis des Geldes.

*

Die Regenzeit hat angefangen. Wir reiten nach dem Beni durch die Pampa con insulas, und sie hat ein anderes Gesicht bekommen. Die Sümpfe stehen unter Wasser und sind zu Seen geworden, die man umreiten muß. Hunderttausende von Wasservögeln aller Arten bevölkern sie, die Luft ist von einer einzigen schwirrenden, flatternden, in bunten Farben leuchtenden Bewegung erfüllt. Die übrigen Tiere weichen dem Wasser und ziehen sich auf höher gelegene Punkte zurück. Tempore di agua! Es regnet. Man kann sich allerlei dabei vorstellen, nur nicht das Richtige. Ich würde gern einen Vergleich bringen, an dem man den Unterschied zwischen unserem Regen und dem der Regenzeit in dieser anderen Gegend ermessen kann, aber es gibt keinen. Der tollste Gewitterwolkenbruch, bei dem es, wie man zu sagen pflegt, mit Scheffeln gießt, ist dagegen ein Kinderspiel. Man hat das Gefühl, als würden Ströme ihrer ganzen Länge und Breite nach vom Himmel fallen. Alles trieft an uns. Es regnet natürlich nicht ohne Pause, die Sonne brennt dazwischen hinein in unverminderter Glut auf uns nieder. Wir reiten von früh bis spät und kürzen nach Möglichkeit unsere Aufenthalte. Bei Nacht komme ich manchmal aus dem Fluchen nicht mehr heraus, wenn sich plötzlich der Segen von oben über uns ergießt. Der Regen ist zwar warm, aber bei diesem stundenlangen Liegen in der Nässe friert es einen mit der Zeit doch recht empfindlich, außerdem fördern die Wasserfälle, die auf einen niederplatschen, den Schlaf auch nicht gerade übertrieben. Wenn sich Gelegenheit bietet, bauen wir uns ein Dach von Palmblättern mittels vier in den Boden gesteckter Äste. Das ist gar kein übler Notbehelf. Und Schiggi-Schiggt versteht das meisterhaft.

Am Yata müssen wir wieder durch den Urwald. Natürlich nicht mehr an der Stelle, wo ich seinerzeit mit dem Mosso durch bin, das wäre jetzt ein Ding der Unmöglichkeit, sondern viel weiter südlich. Er ist dort etwas lichter und bedeutend leichter zu überwältigen. Immerhin es ist Urwald, und er macht uns noch genug zu schaffen. An Schiggi-Schiggt habe ich eine ausgezeichnete Hilfe. Sie ist ja im Urwald daheim und entwickelt eine Findigkeit in der Auswahl und im Bahnen des Weges, wie es eben nur einer Indianerin gegeben ist. Die Durchquerung verläuft ohne besondere Geschehnisse. Nur einmal verliert meine Gattin ihre indianische Ruhe und flieht — vor jenem harmlos aussehenden Tier im Ausmaß unserer großen grünen Heuschrecken, das überall Entsetzen hervorruft, wenn es im Urwald angeflogen kommt, und das die zahmen Indios Vipora volante nennen, fliegende Schlange.

Was es mit diesem — übrigens sehr seltenen — zweifellos zu den Helmzikaden zählenden Lebewesen in Wirklichkeit für eine Bewandtnis hat, vermag ich nicht zu sagen. Es ist von bräunlicher Farbe, ins Gelbe hinüberspielend, und besitzt durchsichtige Flügel. Am unteren Teil des Körpers liegt in weißem Flaum gebettet ein fingernagellanger Stachel. Das Seltsamste an diesem Geschöpf ist sein Kopf, ein unförmiges helmartiges Gebilde aus gelblicher, mit dunklen Linien durchäderter Hornmasse. Er ist gut ein Drittel so groß wie das ganze Tier selbst und innen hohl. Die Eingeborenen behaupten nun folgendes: Ein Stich dieser Vipora ist sofort tödlich. Und zwar erfolgt er gleichzeitig mit dem Niederlassen auf einen Gegenstand oder Körper, weil diese fliegende Schlange in dem Augenblick automatisch den Stachel ausstreckt. Ein Baum, an den sich die Zikade setzt, stirbt ab. So stark ist das Gift, das sie ausströmt.

Ich habe zweimal in Gesellschaft mehrerer Leute ein merkwürdiges Erlebnis mit einer solchen Vipora gehabt. In beiden Fällen befanden wir uns auf einem Urwaldfluß. Das erstemal saß ich mit zwölf Eingeborenen in einem großen Canoa. Der Fluß war von vielen Kaimans bevölkert, insonderheit von jenen kleinen gefährlichen, denen zwei Zähne durch den Oberkiefer wachsen, und die im Gegensatz zu den großen Kaimans auch den Menschen beim Tauchen verfolgen. Plötzlich schrie einer der Indios: „Una vipora volante!", und schon saß ich allein im Canoa. Wie der Blitz waren sämtliche Insassen mit einem Satz ins Wasser gesprungen und untergetaucht. Die Leute lassen sich lieber einen Fuß oder eine Hand von einem Kaiman abbeißen, als daß sie sich dieser gefürchteten Zikade aussetzen.

Das zweitemal fuhren wir zu dritt in der Nähe einer kleinen abgelegenen Hazienda von einem Flußufer zum anderen und setzten eine zahme Indianerin mit über, die darum gebeten hatte. Dicht vor dem jenseitigen Ufer sank sie mit einem Male um und war tot. Auf ihrer linken Brust saß eine Vipora volante.

Hat sie der Stich getötet, oder traf sie vor Schreck vielleicht ein Herzschlag, ich weiß es nicht.

Ich für meine Person bin während meines einjährigen Aufenthaltes in der bolivianischen Wildnis mit sechs dieser fliegenden Schlangen zusammengetroffen. Was an den Erzählungen der Eingeborenen über sie wahr ist, und was nicht wahr ist, entzieht sich meiner Beurteilung. Ich habe diese Viecher totgeschlagen und mit nach Hause genommen. Die Anstellung weiterer Versuche habe ich jedoch wohlweislich unterlassen.

(Schluß folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(23. Fortsetzung.)

Georg hatte sich während dieser Rede der Frau Rosel vergeblich von ihr loszumachen gesucht. Er fühlte, daß es sich nicht gezieme, vor ihr zu zeigen, daß er auf Marien zürne, und doch glaubte er keinen Augenblick mehr bleiben zu können. Er rang endlich eine Hand aus der knöchernen Faust der Alten, aber indem er sie frei fühlte, hatte sie auch schon Marie ergriffen, hatte sie, ohne auf Frau Rosels höhnisches Lächeln zu achten, an ihr Herz gedrückt. Er war bei dieser Bewegung einem ihrer Blicke begegnet, die ihn auf ewig zu bannen schienen. Jetzt aber erwachte in ihm ein neuer Kampf, eine neue Verlegenheit. Er fühlte seinen Unmut schwinden, er fühlte, daß es Marie nicht so bös mit ihm gemeint habe. — Wie sollte er aber jetzt mit Ehren zurückkehren? Wie sollte er so ganz ungekränkt scheinen? Wäre er mit Marien allein gewesen, so war es vielleicht noch eher möglich, aber vor diesem Zeugen, vor der wohlbekannten Frau Rosel umzukehren, sich durch einen Händedruck, durch einen Blick erweichen lassen und gefangen geben? Er schämte sich vor diesem Weib, weil er sich vor sich selbst schämte, und wir haben gehört, daß dieses Gefühl der Scham, die Ungewißheit, wie man, ohne zu erröten, zurückkehren könne, schon oft aus einer kurzen Trennung in Unmut eine dauernde gemacht und die schönsten Verhältnisse gebrochen habe.

Frau Rosel hatte sich einige Augenblicke an der Angst, an dem Gram ihres Fräuleins geweidet, dann aber siegte die ihr angeborene Gutmütigkeit über die kleine Schadenfreude, die in ihr aufgestiegen war. Sie faßte die Hand des Junkers fester: „Ihr werdet uns doch nicht schon wieder verlassen wollen, nachdem Ihr kaum ein Stündchen auf dem Lichtenstein verweilt habt? Ehe Ihr etwas zu Mittag gegessen, läßt Euch die alte Rosel gar nicht weiter, das ist gegen alle Sitte des Schlosses. Und den Herrn habt Ihr wahrscheinlich auch noch nicht gegrüßt?"

Es war schon ein großer Gewinn für Mariens Sache, daß Georg *sprach*: „Ich habe ihn schon gesprochen, dort stehen noch die Becher, die wir zusammen leerten.“

„Nun?“ fuhr die Alte fort. „Da werdet Ihr wohl noch nicht von ihm Abschied genommen haben?“

„Nein, ich sollte ihn im Schloß erwarten.“

„Ei, wer wird dann gehen wollen?“ sagte sie und drängte ihn sanft in das Zimmer zurück. „Das wär' mir eine schöne Sitte. Der Herr könnte ja Wunder meinen, was für einen sonderbaren Gast er beherbergte. Wer bei *Tag* kommt,“ setzte sie mit einem stechenden Blick auf das Fräulein hinzu, „wer beim hellen Tag kommt, hat ein gut Gewissen und darf sich nicht *wegschleichen* wie der Dieb *in der Nacht*.“

Marie errötete und drückte die Hand des Jünglings, und unwillkürlich mußte dieser lächeln, wenn er an den Irrtum der Alten dachte und die strafenden Blicke sah, die sie auf Marien warf.

„Ja, ja, wie ich sagte,“ fuhr Frau Rosel fort, „braucht Euch nicht wegzustehlen, wie der Dieb in der Nacht. Wäre vielleicht besser gewesen, Ihr wäret schon früher gekommen. Im Sprichwort heißt es: Sieh für dich, Irren ist mißlich; und wer will haben Ruh', bleib' bei seiner Kuh! Aber ich will nichts gesagt haben.“

„Nun ja,“ sagte Marie, „du siehst, er bleibt da. Was willst du nur mit deinen Reden und Sprüchlein? Du weißt selbst, sie passen nicht immer.“

„So? Aber bisweilen treffen sie doch einen, dem es nicht lieb ist. Aber Reu' und guter Rat ist unnütz nach geschehener Tat. Ich weiß schon, Undank ist der Welt Lohn, ich kann ja schweigen. Wer will haben gute Ruh', der seh' und hör' und schweig' dazu.“

„Nun, so schweige immerhin,“ entgegnete das Fräulein, etwas gereizt. „Übrigens wirst du wohl tun, wenn du den Vater nicht geradezu merken läßt, daß du Herrn von Sturmfeder schon kennst. Es wäre möglich, er könnte glauben, er sei wegen uns nach Lichtenstein gekommen.“

Frau Rosel kämpfte zwischen guter und böser Laune. Es tat ihr wohl, daß man sie brauche, daß man Stillschweigen von ihr erbitten müsse. Auf der andern Seite war sie noch unwillig darüber, daß das Fräulein seit neuerer Zeit so wenig Vertrauen in sie gesetzt habe. Sie murmelte daher nur einige unverständliche Worte vor sich hin, indem sie die Stühle wieder an die Wände stellte, die Becher von dem Tisch nahm und die Flecken abwischte, die der Wein auf der Schieferplatte, womit der Tisch eingelegt war, zurückgelassen hatte. Marie gab Georg, der sich an ein Fenster gestellt hatte und noch nicht völlig mit sich und der Geliebten ausgesöhnt schien, einen Wink, den er nicht unbeachtet ließ. Ihm selbst war viel daran gelegen, daß Mariens Vater noch nichts um ihre Liebe wußte, er fürchtete, jener möchte es als einziges Motiv seines Übertritts zu Württemberg ansehen, er möchte ihn darum weniger günstig beurteilen, als er bisher getan. Dies erwägend, näherte sich Georg der alten Frau Rosel. Er klopfte ihr traulich auf die Schultern, und ihre Züge hellten sich zusehends auf. „Man muß gestehen“, sagte er freundlich, „Frau Rosalie hat eine schöne Haube; aber dies Band paßt doch wahrlich nicht dazu, es ist alt und verschossen.“

„Ei was!“ sagte die Alte etwas ärgerlich, denn sie hatte sich wohl auf eine freundlichere Rede gefaßt gemacht. „Was kümmert Euch meine Haube, ein jeder fege vor seiner Tür. Sieh auf dich und auf die deinen, danach schilt mich und die meinen. Ich bin ein armes Weib und kann nicht Staat machen wie eine Reichsgräfin. Wenn alle Leute wären gleich, und wären alle sämtlich reich, und wären all zu Tisch gesessen, wer wollt' auftragen Trinken und Essen?“

„Nun, so habe ich's nicht gemeint“, sagte Georg besänftigend, indem er eine Silbermünze aus seinem Beutelein zog. „Aber mir zu Gefallen ändert Frau Rosalie schon ihr Band. Und daß meine Forderung nicht gar zu unbillig klingt, wird sie diesen Dicktaler nicht verschmähen!“

Wer hat nicht an einem Oktobertag trotz Sturm und Wolken die Sonne durchdringen und Gewölk und Nebel verjagen sehen? So ging es auch am Horizont der Frau Rosel freundlich auf. Die artige Weise des Junkers, ihr Lieblingsname Rosalie, der ihr viel wohltönender dünkte als das verdorbene Rosel, und endlich der Dicktaler mit dem Krauskopf des Herzogs und dem Wappen von Teck — wie konnte sie so vielen Reizen widerstehen? „Ihr seid doch der alte freundliche Junker!“ sagte sie, indem sie, sich tief verneigend, den Taler in die ungeheure lederne Tasche an ihrer Seite gleiten ließ und den Saum von Georgs Mantel zum Munde führte. „Gerade so wußtet Ihr es in Tübingen zu machen. Stand ich am Jörgenbrunnen, ging ich von der Burgsteig hinab auf den Markt, richtig rief es hinter mir: „Guten Morgen, Frau Rosalie, und wie geht es dem Fräulein? Und wie oft und reich habt Ihr mich dort beschenkt; wenigstens zwei Drittel von dem Rock, den ich hier trag', verdank' ich Eurer Gnade!“

„Laßt das, gute Frau“, unterbrach sie Georg. „Und was den Herrn betrifft, so wirst du —“

„Was meint Ihr!“ erwiderte sie, indem sie die Augen halb zudrückte. „Habe Euch in meinem Leben nicht gesehen. Nein, da könnt Ihr Euch drauf verlassen. Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß, und was mich nicht brennt, das blase ich nicht!“

Dankbar und freudig zog sie den Taler aus der Ledertasche und besah ihn hin und her; sie pries bei sich die Freigebigkeit des wackeren Junkers und bedauerte ihn im stillen, daß seine Liebe so schlecht vergolten werde denn daß es ihr Fräulein mit einem andern habe, war ihr ausgemachte Sache. Vor der Küche stand sie gedankenvoll still. Sie war im Zweifel mit sich, ob sie der Sache ihren Lauf lassen solle, oder ob es nicht besser wäre, dem Junker einige Winke über den nächtlichen Besucher zu geben? „Doch, kommt Zeit, kommt Rat, vielleicht sieht er es selbst und braucht mich nicht dazu. Überdies — ein Rater in zweier Feinde Mitten, kann es leicht mit beiden verschütten; man kann warten und zusehen, denn Hitz' im Rat, Eil' in der Tat, gebären nichts als Schad'. Wer will haben gute Ruh', der seh' und hör' und — schweig' dazu!“

Solchen Rat pflog mit sich selbst Frau Rosel vor der Küche; die Liebenden aber, denen diese Beratung galt, hatten sich nach ihrem Abzug bald wieder gefunden. Georg vermochte nicht den bittenden Blicken Mariens zu widerstehen; und als sie mit den süßesten Tönen der Liebe ihn fragte, ob er ihr wieder gut sei, da vermochte er nicht nein zu sagen, und der Friede war, was selten der Fall ist, in kürzerer Zeit wieder geschlossen, als die Fehde begonnen hatte.

Mit hohem Interesse hörte Marie auf Georgs fernere Erzählung, und es gehörte der feste Glaube des jungen Mannes an die Geliebte und sein Vertrauen in das Wort des Geächteten dazu, um nicht von neuem außer Fassung zu kommen. Denn als er beschrieb, wie er auf den Ritter getroffen und sich mit ihm geschlagen habe, da errötete sie, sie richtete sich stolzer auf und drückte die Hand des Geliebten, sie gestand ihm, daß er einen wichtigen Kampf bestanden habe, denn jener Mann sei ein tapferer Kämpe. Und als er erzählte, wie sie hinabgestiegen in die Nebelhöhle, wie sie den Geächteten besuchten, wie er tief unter der Erde in ärmlicher Umgebung doch so groß und erhaben geschienen, da stürzten Tränen aus ihren Augen, sie blickte hinauf zum Himmel, als bete sie im stillen, er möchte das traurige Geschick dieses Mannes wenden, und als er fortfuhr und sagte, was sie gesprochen, und wie der Mann der Höhle sich seinen Freund genannt, wie er sich zu Württembergs Sache, zu der Sache der Unterdrückten und Vertriebenen mit Wort und Handschlag verpflichtet habe, da strahlte Mariens Auge von wunderbarem Glanze; sie sah Georg lang an, er glaubte eine Begeisterung in ihrem Auge, in ihren Zügen zu lesen, die nicht die Freude, daß er ihres Vaters Partei ergriffen habe, allein hervorbrachte.

„Georg!“ sagte sie, „es werden viele sein, die dich einst um diese Nacht beneiden werden. Du darfst es dir auch zur Ehre anrechnen, denn glaube mir, nicht jeden hätte Hans zu dem Vertriebenen geführt.“

„Du kennst ihn,“ erwiderte Georg; „du weißt um sein Geheimnis? O sag' mir doch, wer ist er? Ich habe selten einen Mann gesehen, dessen Auge, dessen Miene, dessen ganzes Wesen mich so beherrscht hätte wie dieser. Wo lagen seine Besitzungen, wo ist das Schloß, aus dem er vertrieben ist? Er sagt, er wolle jetzt keinen anderen Namen haben als „der Mann“, aber sein Arm, dessen Stärke ich gefühlt, sein heller Blick verbürgte mir, daß er einst einen berühmten Namen in der Welt gehabt haben müsse.“

„Er hatte einen Namen,“ antwortete Marie, „einen, der sich mit den besten messen konnte. Aber wenn er dir ihn nicht selbst gesagt hat, so darf ich ihn auch nicht nennen; das wäre gegen mein Wort, das ich darauf gegeben. Herr Georg muß sich also schon noch gedulden,“ setzte sie lächelnd hinzu, „so hart es ihn auch ankommt, denn er ist ein neugieriger Herr.“

„Mir kannst du es ja doch sagen,“ unterbrach sie Georg; „sind wir nicht *eins*? Darf das eine ein Geheimnis haben, ohne daß es der andere Teil wissen muß? Schnell! antworte wer ist der Mann in der Höhle?“

„Werde nicht böse; sieh, wenn es nur mein Geheimnis wäre, so müßtest du es auch wissen und könntest es mit Recht verlangen, aber so — ich weiß zwar, daß es bei dir so sicher wäre als bei mir, aber ich darf nicht.“

Sie sprach noch, als die Türe aufsprang und eine Dogge von ungeheurer Größe hereinstürzte.*) Georg fuhr unwillkürlich auf, denn einen Hund von solcher Größe und Stärke hatte er nie gesehen. Der Hund stellte sich ihm gegenüber,

---

*) Diesen merkwürdigen Hund beschreibt Thetinger als einen Lieblingshund Ulerichs ausführlich. A. a. O. S. I. 58.
Anm. Hauffs.

schaute ihn mit rollenden Augen an und fing an zu murren. Es tönte aus seiner breiten Brust herauf dumpf und hohl wie ein nahender Sturm, und die wohlgeordnete Reihe scharfer Zähne die er vorwies, zeigten ihn als einen Kämpfer, dessen Zorn man nicht reizen dürfe. Ein Wort von Marie reichte hin, ihn ruhig und besänftigt zu ihren Füßen zu legen. Sie streichelte seinen schönen Kopf, aus welchem die klugen Augen, noch immer bald nach ihr, bald nach dem Junker spähten. „Er hat Menschenverstand!“ sagte sie lächelnd. „Er kommt, um mich zu warnen, daß ich den Mann in der Höhle nicht verraten soll.“

„Ein herrlicher Hund, wie ich nie einen gesehen! Wie er den Kopf so stolz aus dem goldnen Halsband hervorträgt, als gehöre er einem Kaiser oder König!“

„Er gehört ihm, dem Vertriebenen“, erwiderte Marie, „und weil ich auf dem Sprunge war, den Namen seines Herrn zu nennen, kam er, mich zu warnen.“

„Warum aber führt der Ritter seinen Hetzer nicht mit sich? Wahrlich, ein Arm wie der seine, unterstützt von einem solchen Tier, darf sechs Mörder nicht fürchten.“

„Das Tier ist wachsam“, antwortete sie, „aber wild. Wenn er es in der Höhle unten hätte, so hätte er zwar einen sicheren Schutz. Wie aber, wenn durch Zufall ein Mensch in jene Höhle käme? Sie ist so groß, daß man den Mann nicht darin ahnen kann, aber die Dogge würde ihn verraten. Sie würde knurren und anschlagen, sobald sie Tritte hörte, und sein Aufenthalt wäre entdeckt. Darum hat er ihm befohlen, als er wegging, hier zu bleiben, er versteht dies Gebot, und ich sorge für ihn. Er hat ordentlich das Heimweh nach seinem Herrn, und die Freude solltest du sehen, wenn es Nacht wird; er weiß, daß dann sein Herr bald ins Schloß kommt, und wenn die Zugbrücke niederfällt und die Schritte des Mannes auf dem Hofe tönen, da ist er nicht mehr zu halten; er würde sechsfache Ketten zerreißen, um bei ihm zu sein.“

„Ein schönes Bild der Treue! doch ein schöneres noch ist der Mann, dem dieser Hund gehört. Hing er doch ebenso treu an seinem Herrn und ließ sich verbannen und ins Elend jagen; es ist töricht von mir“, setzte Georg hinzu, „ich weiß, Neugierde steht einem Manne nicht an, aber wissen möchte ich, wer er ist.“

„So gedulde dich doch, bis es Nacht wird! Wenn der Mann kommt, will ich ihn fragen, ob du es wissen darfst; ich zweifle nicht, er wird es erlauben.“

„Es ist noch lange bis dahin, und jeden Augenblick muß ich an ihn denken; wenn du mir es nicht sagst, so muß ich mich an den Hund wenden, vielleicht ist er gütiger als du.“

„Versuche es immer“, rief Marie lächelnd, „wenn er sprechen kann, so soll er es nur gestehen.“

„Hör' einmal, du ungeheurer Geselle“, wandte sich Georg zu dem Hund, der ihn aufmerksam ansah; „sage mir, wie heißt dein Herr?“

Der Hund richtete sich stolz auf, riß den weiten Rachen auf und brüllte in schrecklichen Tönen: „U—u—u!“

Marie errötete. „Laß doch die Possen“, sagte sie und rief den Hund zu sich; „wer wird mit Hunden sprechen, wenn man in menschlicher Gesellschaft ist!“

Georg schien nicht darauf zu hören. „U! hat er gesagt, der gute Hund? Der ist darauf geschult, ich wollte alles wetten! es ist nicht das erste mal, daß man ihn fragt: Wie heißt dein Herr?“

Kaum hatte Georg die letzten Worte gesprochen, so fing der Hund mit noch greulicheren Tönen als vorher, sein U—u—u! zu heulen an. Aufs neue errötete Marie, sie hieß beinahe unwillig den Hund schweigen; er legte sich ruhig zu ihren Füßen.

„Da haben wir's“, rief Georg lachend, „der Herr heißt U! Und fing das sonderbare Wort auf dem Ringe, den mir der Ritter gab, nicht auch mit U an? Ungeheuer! heißt dein Herr vielleicht Uffenheim? oder Uxküll? oder Ulm? oder vielleicht gar —“

„Unsinn! Der Hund hat gar keinen anderen Laut als U; wie magst du dir nur Mühe geben, daraus etwas zu folgern. Doch hier kommt der Vater den Berg herauf; willst du, daß es ihm verborgen bleibe, so nimm dich zusammen und verrate dich nicht. Ich gehe jetzt; denn es ist nicht gut, wenn er uns beisammen antrifft.“

Georg gelobte es. Er umarmte noch einmal die Geliebte und versah sich von ihrem süßen Mund auf viele Stunden, um wenigstens an der Erinnerung sich zu erfreuen, wenn die Gegenwart des Vaters jede zärtlichere Annäherung unmöglich machte. Der Hund des Herrn U— sah verwundert auf die liebliche Gruppe; doch sei es, daß er wirklich Menschenverstand hatte, oder daß er bei seinem Herrn schon Ähnliches erlebt hatte und einsah, daß der Junker das Fräulein nicht umbringen wolle, er machte keine Miene, seiner Dame zu Hilfe zu kommen, und erst der Hufschlag, der von der Brücke heraufscholl, schreckte die Errötende aus den Armen des glücklichen Jünglings.

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik



* **Neue Untersuchungen über den „Anschlagswert“ von Schwarz- und Weißbrot.** Der durch seine interessanten Feststellungen über den Nährwert lange gekochter Speisen bzw. kurz gekochter oder Rohspeisen bekannte Forscher Friedberger hat neuerdings ähnliche Untersuchungen über den „Anschlagswert“ von Schwarz- oder Weißbrot ausgeführt. Der „Anschlagswert“ bedeutet hierbei die durch die jeweilige Zubereitungsart der Speisen — längeres oder kürzeres Erhitzen — bedingte Gewichtszunahme des Körpers. Als Ergebnis der Versuche, die an Ratten vorgenommen wurden, ließ sich nun feststellen, daß durch die Fütterung mit dunklem Gebäck eine größere Gewichtszunahme erzielt werden konnte als mit weißem Brot. Entsprechend der bereits früher beobachteten Tatsache, daß Speisen durch längeres Erhitzen an „Anschlagswert“ einbüßen, zeigte sich ferner, daß die Brotkrume der Kruste gegenüber den größeren „Anschlagswert“ besitzt, sowie, daß selbst reichliche Darreichung von Zwieback keine Erhöhung des Körpergewichts zur Folge hatte.

*

* **Ein echter Henker auf der Bühne.** John Ellis, ein richtiger Henker — a. D. allerdings — tritt seit einigen Tagen in einem Londoner Theater auf. Man gibt ein Schauerdrama der beliebten Art, die man in England merkwürdigerweise „Melodram“ nennt. John Ellis spielt in diesem Stück die Rolle des — Henkers. Ellis, der noch in den besten Jahren steht, hat seinem Berufe nur deshalb entsagt, weil ihn nach 203 kaltblütig erledigten männlichen Galgenkandidaten bei der ersten Hinrichtung einer — als Mörderin ihres Gatten verurteilten — Frau, die Nerven im Stiche ließen. Seit diesem Tag hatte er vor seinem Handwerk einen unwiderstehlichen Abscheu. Ellis ist kein reicher Mann. Nur um Geld zu verdienen, ist er zum Theater gegangen. Da hat er nun weiter nichts zu tun, als jeden Abend im fünften Akt den „Helden“ des Dramas kunstgerecht aufzuhängen. Vergnügen macht ihm die Rolle nicht. Er hat schreckliches Lampenfieber; es sei ihm, wie er gestand, eigentlich leichter gefallen, Henker zu sein, als Henker zu spielen. Die Sache dauere auch auf der Bühne viel zu lange. Zu keiner wirklichen Hinrichtung habe er so viel Zeit benötigt. Eine volle Minute müsse er auf der Bühne hantieren, während er stolz darauf sei, seinerzeit die Hinrichtungszeit bis auf neun Sekunden herabgedrückt zu haben. Diesen Rekord habe bisher noch niemand überboten. Der Schauspieler, der die Ehre hat, von John Ellis jeden Abend gehenkt zu werden, erklärte, es sei immerhin ein eigentümliches Gefühl, sich von diesen Händen den Strick um den Hals legen zu lassen. Bevor Ellis zum Theater kam, hatte er sich als Friseurgehilfe versucht. Sein Chef mußte ihn aber bald wieder entlassen, da die Kunden eine begreifliche Abneigung empfanden, sich John Ellis' Rasiermesser anzuvertrauen. Vorurteile, aber man kann nicht dawider! Beim Theater liegt der Fall entgegengesetzt. Der Direktor, der den Mann engagiert hat, kennt offenbar sein Publikum. Er wird sich für einige Zeit um seine Einnahmen nicht zu sorgen brauchen.

Lustige Rundschau



* **Wie man's macht, macht man's falsch.** „Ich bitte dich, Egon, sei in der Öffentlichkeit nicht allzu freundlich zu mir, sonst denken die Leute, ich bin gar nicht deine Frau.“

*

* **Der blinde Bettler.** „Wie lange ist dein Vater blind?“ — „Von morgens achte bis nachmittags um fünfe.“

*

* **Das Gemeinde-Protokoll.** In dem Städtchen B. hat jüngst ein angesehener Bürger aus seiner reichen Sammlung alter Porzellane eine Anzahl von Glanzstücken der Stadt als Grundstock zu einem Museum vermacht. Gleichzeitig kündigte er an, daß nach seinem Ableben die ganze Sammlung in städtischen Besitz übergehen soll. Darauf stand im nächsten Gemeindebericht zu lesen: „In der Sitzung vom . . . wurde beschlossen: Die hochherzige Stiftung wird mit herzlichem Dank angenommen. Der Gemeinderat sieht dem Tage, an dem die ganze Sammlung in Gemeindebesitz übergeht, mit Freuden entgegen.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.